

Dieter Meier über das Schreiben

Dieter Meier, kommen wir auf Ihr Schreiben zu sprechen. Sie haben immer wieder gesagt, das Schreiben sei Ihre grosse Liebe. Was ist das Faszinierende beim Schreiben?

Beim Schreiben habe ich keinerlei Möglichkeiten, mir selber auszuweichen. Beim Schreiben bin ich mir selbst so ausgeliefert wie der Radrennfahrer in den Alpen. Beat Breu hat zu seiner Zeit in den 1980er Jahren einige Alpenetappen in der Tour de France und im Giro d'Italia gewonnen. Einmal hat man ihn gefragt, wie das sei mit der Taktik. Seine Antwort war: «Wenn es geradeaus geht, da kann man sehr viel taktieren und die Mannschaft kann helfen; da ist sehr viel Strategie dahinter. Aber wenn es den Berg hinaufgeht, muss jeder selber fahren.» Das ist für mich auch beim Schreiben so.

Beim Schreiben bin ich meinen Grenzen unmittelbar ausgeliefert, da sehe ich dauernd das Scheitern, die Unfähigkeit. Ich muss mich immer wieder überwinden, mich an einen Inhalt zu halten. Das ist für mich eigentlich fast unmöglich, weil mir alles zwischen den Fingern zerrinnt wie Sand und ich am Schluss gar nichts in der Hand habe, das ich formen könnte.

Deshalb brauche ich diese fast existenzielle Langeweile, aus der heraus ich es dann schaffe, mich an die Schreibmaschine zu setzen. Ich bin offensichtlich ein Mensch, der sich immer irgendwie betätigen muss. Deshalb brauche ich diese absolute Langeweile, ansonsten habe ich immer tausend Ausreden, um dem Schreiben auszuweichen.

Fällt es Ihnen schwer, beim Schreiben eine eigene Form zu finden?

Die eigene Form ist nichts als die Unfähigkeit zur sogenannten Normalität. Jeder Opernschreiber, jeder Filmemacher, jeder Romancier, braucht das Libretto. Das Libretto ist wie die Baustatik, das muss halten wie die Brücke oder das Haus.

Mein Roman, den ich schon für Jahre vor mich hinschiebe, kommt eigentlich daher in der Baustatik eines Thrillers. Aber eigentlich geht es mir nur um die Sprache und den Rhythmus und die Worte und um meine Identität als Schreiber. Es geht mir überhaupt nicht um den Inhalt. Den könnt ich in drei Minuten erzählen. Aber ich brauche ein Gerüst und ich habe dieses Gerüst mir genommen von einem Filmdrehbuch, das ich vor vielen Jahren geschrieben habe. Das konnte ich nicht verwenden für einen Film, jetzt habe ich es genommen für meinen Roman. Er heisst «Die Maske des Erzählers».

Wann dürfen wir ihn lesen?

Da hinten liegen die ganzen Manuskripte. Ich habe mir überlegt, ob ich diesen ganzen Wirbel, den ich hier veranstalte, den ich auch immer wieder als Ausweichmanöver sehe, ob ich nicht versuchen sollte, das alles wegzuschaukeln. Ich habe weit unten in Patagonien eine Schaffarm, wo das nächste Haus 70 Kilometer entfernt ist. Die Farm ist nur auf einer kleinen Dreckstrasse mit einem Vierradauto zu erreichen. Ich habe mir überlegt, ob ich mich nicht dahin zurückziehen soll, um das Manuskript fertig zu schreiben.

Schreiben als Königsdisziplin also?

Für mich absolut. Schreiben ist für mich die grösste Herausforderung und auch das grösste Glück, verbunden mit den grössten Zweifeln und Verzweiflung.

Tritt beim Schreiben die Form eher hinter den Inhalt zurück als bei den anderen erzählerischen Mitteln, denen Sie sich bedienen, wie der Musik oder dem Film?

Ein Werbetext hat die Aufgabe, ein Produkt zu verkaufen, ein philosophischer Text, einen Gedankengang zu beschreiben, bei der Schriftstellerei steht die Sprache ganz im Vordergrund. Auch der Opernkomponist nutzt das Libretto ja nur als Gerüst, es geht nicht darum das Libretto zu vermitteln, sondern nur darum die Form neu zu erfinden. So gibt es eben ganz verschiedene Arten von Sprache.

Bei ihren Texten erhält man den Eindruck, dass Ironie und Selbstironie wichtige Stilmittel sind.

Absolut, ich kann mich eigentlich gar nie ernst nehmen. Als ich etwa 25 war und mich einmal bei meinen Eltern über mich selber lustig gemacht habe, mit irgendetwas, was sich in der Erwachsenenwelt nicht gehört, hat meine Mutter vorwurfsvoll gesagt: Dieter, jetzt bist du 25! Diese kindliche Seite von mir hatte immer etwas Unziemliches. Aber das Mittel der Selbstironie birgt auch die Gefahr, dass sie zur Masche verkommt. Aber über sich selber lachen zu können gehört schon sehr stark zu allem, was ich mache. Das äussert sich zum Beispiel darin, dass ich mich im Film oder in meinen Geschichten nie über die Figuren hinweg setze, sondern dass ich diese Figuren als Möglichkeiten des Daseins in mir selbst erlebe. Ich leide also mit den Figuren mit. Das gibt einem die Demut, die auch zur Selbstironie führt. Die furchtbaren Kabarettisten, Schriftsteller oder Filmemacher sind ja jene, die sich über ihre Figuren stellen und diese so verraten. Eine Figur kann für einen Künstler nur interessant sein, wenn er sie als Möglichkeit seines eigenen Lebens erleidet. So wie Shakespeare in seinem Othello den miesesten Hund der Literaturgeschichte, den Yago, ja nur aus seiner eigenen Verletztheit heraus in seiner Menschlichkeit zeigen kann. Ich glaube auch, dass Selbstironie das wichtigste Mittel wäre zur Beendigung aller Kriege.

Inwiefern?

Wenn die Leute sich ernst nehmen, sind sie verletzbar. Kriege entstehen eigentlich immer aus dieser Art der verzweifelten Verletzung heraus. Dass man aus Verletzung zurückschlägt, weil man sich selbst nicht relativieren kann als etwas unvorstellbar Unwichtiges, hat etwas Lächerliches.